

¡Fijáate!

Nachrichten + Informationen + Berichte zu Guatemala

Nr. 705

Mittwoch, 27. Mai 2020

27. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis

Hungertod durch den Lockdown: Europas Strategie passt nicht für Lateinamerika.....	1
Wie man die Epidemie bekämpfen und zugleich 1.700 Hosen am Tag nähen soll.....	4
Edwin Asturias: "Schliessungen helfen teilweise, aber wir müssen mittelfristig denken".....	5

Hungertod durch den Lockdown: Europas Strategie passt nicht für Lateinamerika

Von Andreas Boueke

Die Zahl der Krankenhausbetten pro Kopf ist in Deutschland 1.600-mal so hoch wie in Guatemala, dem Land mit den wenigsten Krankenhäusern auf dem amerikanischen Kontinent. In vielen Regionen Lateinamerikas gibt es kein einziges Beatmungsgerät. Wenn die Fallzahlen dort deutlich steigen, bekommen die meisten schwer kranken COVID-19 Patienten so oder so keine ausreichende medizinische Betreuung. Gleichzeitig führt der Lockdown dazu, dass Menschen verhungern.

**„Nicht diese neue Krankheit wird uns umbringen, sondern der Hunger. Es gibt überhaupt keine Arbeit mehr.“
Maria Luisa Gonzales, Eisverkäuferin in Guatemala**

„Viele Menschen sind verzweifelt“, sagt der guatemaltekische Sozialarbeiter Cesar Puac. „COVID-19 hat den Bewohnern der ärmsten Viertel um Guatemala-Stadt alle Hoffnung genommen.“ Der schlanke Mann mit den typischen Gesichtszügen der indigenen Mayabevölkerung Mittelamerikas arbeitet in La Comunidad, einem Stadtteil im Westen der guatemaltekischen Hauptstadt. Dort leben über siebzigtausend Menschen, die meisten in Armut, viele in extremer Armut. „Besonders Eltern von kleinen Kindern machen sich Sorgen. Nicht so sehr um das Virus, sondern um die Ernährung. Sie wissen nicht mehr, was sie den Kleinen zu essen geben sollen. Der seelische Druck kann zu einer schwerwiegenden Depression führen, aus der sie nicht mehr herauskommen.“

Der vierzigjährige Auvilio Gonzales hätte den Kampf gegen die Depression fast verloren. „Hier kann man den Bluterguss sehen, wo ich mir das Seil um den Hals geschlungen habe.“ Mit dem Zeigefinger zieht er die bläuliche Linie auf seiner Haut nach. „Dort drüben habe ich mich aufgehängt. Warum? Weil ich nicht wusste, wie es weitergehen soll. Als mein Sohn reinkam, hatte sich die Schlinge schon zugezogen. Ich war bewusstlos, als er das Seil durchschneidete. Dann schlug er so lange auf meine Brust, bis die Feuerwehrleute kamen. Sie waren in der Hütte, aber ich konnte nichts sagen. Ich habe mich so mies gefühlt.“

Die Holzhütte von Familie Gonzales steht direkt neben dem steilen Abhang im Norden von La Comunidad. Keine zehn Meter Luftlinie entfernt, aber mindestens dreißig Meter tiefer, fließt ein verschmutzter Bach. Der Geruch nach Kloake dringt bis nach oben durch die vielen Ritzen zwischen den vermoderten Brettern der Hüttenwände. „Gestern wollte ein Freund auf der Straße von mir wissen, wieso ich das getan habe. 'Vergiss diese Gedanken', sagte er. 'Denk lieber an deine Frau und deine Kinder. Wenn du dich umbringst, hast Du vielleicht Ruhe, aber was bleibt zurück? Deine Frau muss sich um die Beerdigung kümmern und alles bezahlen.' Er hat ja recht.“

Don Auvilios Frau, Maria Luisa, ist wütend auf ihren Mann. Sie kann nicht verstehen, warum er sie gerade jetzt mit den Kindern allein zurücklassen wollte: „In dieser Krise musst du doch alles für deine Kinder tun. Sie dürfen keinen Hunger leiden. Dafür sind sie noch viel zu klein. Irgendwo kann man immer etwas zu essen auftreiben. Obwohl, manchmal haben wir auch gar nichts. Dann fühlt man sich krank, zu kraftlos, um weiter zu kämpfen.“

Viele Epidemiologen erwarten, dass sich die Epizentren der Pandemie vom Norden des Globus in den Süden verschieben werden. Anfangs haben die meisten Regierungen in Lateinamerika kopiert, was die reichen Länder in Europa vorgemacht haben. Doch eine Strategie, die in Deutschland funktioniert, lässt sich nicht einfach auf ein Land wie Guatemala-

la übertragen, wo fast die Hälfte der Kinder chronisch unterernährt ist. Die Aussicht einer Hungersnot wirft einen Schatten auf das Argument, die Infektionskurve müsse durch einen Lockdown abgeflacht werden. Gut möglich, dass die wirtschaftlichen Konsequenzen der Krise in Lateinamerika weitaus tödlicher sein werden als das Virus selbst. Das Welternährungsprogramm der Vereinten Nationen warnt gar vor „Hungersnöten biblischen Ausmaßes“.

Leere Mägen, volle Gesundheitsposten

Noch hat die Krankenschwester Ludvi Santos keine Person betreut, die mit dem neuen Coronavirus infiziert war. Trotzdem ist die Zahl der Hilfesuchenden in den Gängen des Gesundheitspostens von La Comunidad aufgrund der Pandemie deutlich gestiegen. „Zu uns kommen zurzeit besonders viele Familien, die keine Nahrung mehr haben. Manche essen schon lange nur noch Maistortillas mit Salz. Tatsächlich hat es solche Fälle schon immer gegeben, aber jetzt ist es besonders schlimm. Wir sagen den Leuten: 'Schützt euch vor dem Virus und bleibt zu Hause.' Aber wir wissen ja gar nicht, in welchen Bedingungen sie dort leben.“

Leere Mägen sind besonders anfällig für schwere Verläufe von Parasitenbefall. „Das ist eine der häufigsten Ursachen für Kindersterblichkeit“, erklärt die Krankenschwester. „Die Hygiene in den Hütten ist sehr schlecht. Manche Familien wohnen direkt neben Abwässern. So entstehen auch Krankheiten wie Hepatitis A oder in der Regenzeit Lungenentzündungen bei Kindern unter fünf Jahren.“

Mediziner fürchten, dass ein massiver Ausbruch von Covid-19 in Lateinamerika sehr viel tödlichere Folgen haben könnte als in Europa oder den USA. Die Krankenhäuser sind nicht vorbereitet, weil die öffentlichen Investitionen im Gesundheitswesen schon immer viel zu gering waren. 2017 gaben die Staaten Lateinamerikas nach Berechnungen der Weltgesundheitsorganisation pro Kopf 1076 Dollar aus, weniger als ein Fünftel der Investitionen in Deutschland. In Guatemala lag diese Summe bei nur 240 Dollar. „Wir sind nicht gut ausgerüstet“, klagt Ludvi Santos. „Vor allem bekommen wir zu wenig Medikamente, obwohl wir ständig Kleinkinder sehen, die unterernährt sind. Da können wir nicht viel machen. Wir sind darauf angewiesen, dass die Eltern zu Hause genug zu essen haben. Aber das hatten viele schon vor der Krise nicht. Jetzt wird das Problem noch größer, weil so viele Erwachsene ihre Arbeit verloren haben und die engen Hütten nur noch selten verlassen.“

Die Welternährungsorganisation prognostiziert, im schlimmsten Fall könnten jeden Tag weltweit 300.000 Menschen verhungern. Insgesamt womöglich 30 Millionen. Läuft in Ländern wie Guatemala alles so weiter wie bisher, wird Covid-19 dort nicht als dramatische medizinische Epidemie in die Geschichte eingehen, sondern als Auslöser der tödlichsten Hungersnot aller Zeiten. „Wahrscheinlich wird es bald deutlich mehr Hungertote geben“, prognostiziert die Krankenschwester. „Ich persönlich mache mir mehr Sorgen um die Nahrungssicherheit der Kinder als um das Virus. Wenn Eltern kein Einkommen haben, um etwas zu essen kaufen zu können, dann sterben Kinder an Hunger.“

Gefährliche Nothilfe

Keine zweihundert Meter von der Gesundheitsstation entfernt steht die Kirche des Heiligen Petrus Nolasco. Vor der Eingangstür hat Pater Abel Villegas einen Schreibtisch aus Blech auf den staubigen Boden gestellt. Er registriert die Namen hilfsbedürftiger Menschen, die in der Hoffnung auf Unterstützung zu ihm kommen. „Wir sind hier in einer sehr armen Gegend. Zurzeit gibt es keinen öffentlichen Transport. Was machen die Leute in dieser Situation? Sie bleiben zu Hause. Wir als Kirche versuchen zu unterstützen, soweit wir können.“

La Comunidad gilt als gefährliche Gegend. Je mehr Menschen Hunger leiden, desto größer ist die Gefahr. Auch für diejenigen, die helfen wollen. „Es gibt hier Leute, die jemanden töten, um essen zu können“, sagt der Priester. „Viele von uns haben Angst, in die engen Gassen zu gehen. Plötzlich wirst du überfallen und dein Leben ist in Gefahr. So können wir die ärmsten Familien nicht erreichen. Sie müssen zu uns kommen.“

Seit Jahren wird in Nord- und Mittelamerika keine andere Gruppe so häufig für Gewalt und Verbrechen verantwortlich gemacht wie die Mara Salvatrucha. (...) Auch in diesem Jahr deportieren die US-amerikanischen Migrationsbehörden jeden Monat Dutzende bis Hunderte straffällig gewordene Bandenmitglieder nach Guatemala und in die Nachbarländer Honduras und El Salvador. „Die meisten Mitglieder der Maras sind in kaputten Familien aufgewachsen“, sagt Pater Abel. „Ihre Gewalt ist nicht neu. Raubüberfälle, Misshandlungen von Frauen, Kindesmissbrauch. Das alles gibt es hier schon lange.“ Die Pandemie hat die Lage zugespitzt. Die Deportationen gehen weiter, obwohl ehemalige Häftlinge US-amerikanischer Gefängnisse die größte Gruppe der in Guatemala offiziell als infiziert registrierten Personen ausmachen. Maria Luisa Gonzales hat sich an die Bedrohung durch die Gewalt gewöhnt. Sie bleibt gelassen: „Natürlich stehlen die jungen Leute, um etwas essen zu können, oder sie töten sogar. Das wird zunehmen. Hier in der Nachbarschaft hat es schon Tote gegeben. Wir sind nicht hingegangen, um nachzusehen, was genau passiert ist. Manchmal kriegst du selbst was ab, weil du zu neugierig warst.“

Der Mann von Maria Luisa, Auvilio Gonzales, kennt einige Mitglieder der Banden. Er würde nicht auf die Idee kommen, sie bei der Polizei anzuzeigen. „Wer daran gewöhnt ist, für Geld zu töten, der macht jetzt weiter. Was bleibt ihm auch anderes übrig? Deshalb predige ich meinen Kindern immer: 'Geht jedem Streit aus dem Weg. Bitte. Freundlich grüßen. Guten Morgen! Guten Tag! Sonst nichts.' Letzte Woche wurde dort drüben jemand ermordet. Sie haben ihm den Kopf abgeschnitten. Nur Gott weiß, warum.“ Wenn Auvilio Gonzales aus seiner Hütte auf die staubige Straße tritt, macht er sich erstmal keine Sorgen. Er kennt die Leute. „Das da ist die Hütte unseres Nachbarn. Dort wohnt ein anderer Nachbar. Hier ist es ruhig. Obwohl, auch unter denen gibt es welche, die voller Neid sind. Wenn andere arme Leute etwas besitzen, dann gönnen sie es ihnen nicht und stehlen.“ Bei einem Spaziergang durch die Siedlung erinnert sich Au-

vilio Gonzales an traumatische Erlebnisse. „An dieser Stelle haben wir früher gewohnt. Ich hatte einen kleinen Wagen, mit dem ich Pommes Frites verkauft habe. Was ist passiert? Ich wurde erpresst. Das ist hier so üblich. Aber ich konnte mir die Schutzsteuer nicht leisten. Dort drüben haben sie einen Nachbarn ermordet und wenig später einen zweiten. Ich habe gesehen, wie sie ihm die Waffe an die Schläfe hielten. Danach wollte ich keine Pommes mehr verkaufen. So geht es den meisten kleinen Geschäften hier.“

In den vergangenen zwei Jahrzehnten konnten fast alle Länder Lateinamerikas bemerkenswerte Entwicklungserfolge erzielen. In Guatemala aber ist die Kindersterblichkeitsrate gestiegen und die Armut hat zugenommen. Wieso? Eines der gravierendsten Entwicklungshemmnisse ist die alltägliche Gewalt. Guatemala-Stadt hatte lange eine der weltweit höchsten Mordraten. Zwar dokumentieren die Statistiken seit einigen Jahren eine positive Trendwende, aber der Sozialarbeiter Cesar Puac weiß, dass es weiterhin viele Gewaltopfer gibt, vor allem unter den Jugendlichen: „Sie lassen sich auf Drogengeschäfte ein und machen bei Erpressungen mit. Über kurz oder lang beteiligen sich manche auch an Auftragsmorden. Darin sehen diese Jungs eine Möglichkeit, Geld zu verdienen, so als ob Mord eine normale Arbeit wäre. Aber sie riskieren ihr Leben.“

Der staatliche Sicherheitsapparat funktioniert nicht. Es gibt zu wenige Polizisten und das Justizwesen ist vom organisierten Verbrechen korrumpiert. So ist die Angst ein ständiger Begleiter des Alltags von Auvilio Gonzales. „Auch jetzt in diesem Moment habe ich Angst. Sie gehen neben mir mit einem teuren Mikrofon in der Hand. Natürlich fragen sich all die Leute, die uns sehen: 'Was macht der da mit diesem reichen Gringo?' In dieser Straße kenne ich Familien mit Angehörigen, die in den Banden mitmachen. Deshalb habe ich jetzt gerade besonders viel Angst.“

Nahrung für die Ärmsten

Zwei Tage später. In einem Saal neben dem Gebäude der Kirche des Heiligen Petrus Nolasco stapeln sich Säcke und Kisten voller Lebensmittel. Pater Abel Villegas bringt Ordnung in das Chaos: „Mit diesen Spenden können wir etwa vierhundert Familien helfen. Sie bekommen Grundnahrungsmittel und Sachen wie Seife, Chlor und Toilettenpapier. Das ist unsere Antwort auf diese Krise, um den Menschen zu helfen, die am Rand der Gesellschaft leben.“

Die Nachricht, dass die katholische Kirche Nahrungsmittel ausgibt, hat sich schnell herumgesprochen. Hunderte ungeduldiger Menschen sind gekommen, unter ihnen ein älterer Mann mit eingefallenen Wangen und tiefen Augenhöhlen. „Wenn du hörst, dass es irgendwo Hilfe gibt, dann gehst du hin. Wir alle werden immer ärmer, weil wir nichts verdienen können. Seit Beginn der Krise sagen die Arbeitgeber, ihnen gehe es genauso schlecht wie uns. Zurzeit ist es besonders schwierig, zu überleben.“

Das globale Transportwesen steht still, Flughäfen sind gesperrt, Nahrungsmittelexporte wurden gestoppt. In Guatemala fahren keine Überlandbusse mehr. Kleinbauern können ihre Felder nicht erreichen, ihre Händlern keine Produkte auf die Märkte bringen. Zur Bekämpfung der Krise hat der guatemaltekische Kongress mehrere Wirtschaftspakete aufgelegt. Die größten Summen sollen in Straßenbau und die Aufstockung der Lehrergehälter fließen. Von diesen staatlichen Investitionen wird die Mehrheit der Bevölkerung, die in Armut lebt, nur wenig abbekommen. So ist die Hilfe der Kirche in La Comunidad nicht mehr als ein Tropfen auf den heißen Stein. Für die einzelnen Wartenden aber bedeutet sie viel. „Dies ist das erste Mal in meinem Leben, dass ich solche Hilfe bekomme“, sagt eine junge Frau in hübschem Kleid. „Früher hätte ich das nie angenommen, schon gar nicht von der Regierung. Ich danke Gott, dass die Kirche mir helfen wird, ganz egal, was sie mir einpacken.“ Unterernährt sieht die Frau nicht aus. Aber der fahle Ton ihrer Hautfarbe lässt erahnen, dass sie in den vergangenen Tagen nicht genug gegessen hat. „Wenn es überhaupt was zu essen gibt, dann nur einmal am Tag. So richtig esse ich eigentlich gar nicht mehr. Mir ist wichtiger, dass mein Sohn ausreichend isst. Er ist zwei Jahre alt. Ich nehme das, was übrigbleibt. Von den Hilfen, die der Präsident versprochen hat, ist hier bisher nichts angekommen.“

Der guatemaltekische Präsident, Alejandro Giammattei, war erst drei Monate im Amt, als die ersten mit COVID-19 erkrankten Personen in Guatemala identifiziert wurden. Danach sprach er wochenlang fast jeden Tag auf mehreren gleichgeschalteten Fernsehkanälen zur Nation. Nachfragen waren nicht möglich. In der Öffentlichkeit findet nahezu kein kontroverser Austausch mit Wissenschaftlern über eine nationale Strategie zur Bekämpfung der Pandemie statt. Anstatt die Regierungsbeschlüsse zu erklären, nutzt der Präsident seine Ansprachen immer wieder, um das angebliche Versagen politischer Gegner zu kritisieren. Er hat eine Maskenpflicht angeordnet und halbtägige Ausgangssperren. Wer sich nicht an die Anordnungen hält, wird hart bestraft. An manchen Tagen wurden über tausend Personen festgenommen und in kleine, überfüllte Zellen gesperrt. Die Strafzahlungen für Verstöße gegen die Ausgangssperren und die Anwaltskosten übersteigen bei weitem den durchschnittlichen Monatslohn eines guatemaltekischen Familienvaters.

Verzweiflung statt Distanzierung

Viele der Wartenden vor dem Eingangstor der Kirche des Heiligen Petrus Nolasco stehen nicht auf der Liste des Paters. Vermutlich werden sie leer ausgehen. Maria Luisa Gonzales ärgert sich, dass trotzdem so viele gekommen sind: „Es gibt hier viel Armut und wenn es etwas umsonst gibt, dann wollen alle was haben. Aber so geht das nicht. Es ist nicht genug für alle da.“ Alle Wartenden tragen eine Schutzmaske, doch die wenigsten achten auf Abstand. Ein Polizist fordert sie zur Ordnung auf. „Es tut mir weh, all diese hungrigen Menschen zu sehen“, sagt der uniformierte Mann. „Aber trotzdem müssen wir uns an die Vorgaben halten. Ich verstehe ja, dass sich die Leute schwer damit tun. Das ist keine Frage der Disziplin, sondern der Verzweiflung, weil sie nichts mehr zu essen haben.“

Zwei Stunden später trägt Maria Luisa eine Kiste voll gespendeter Lebensmittel in die Hütte ihrer Familie. Sofort setzt sie Wasser auf, um eine Nudelsuppe zu kochen. Gewürze hat sie keine mehr, nur ein wenig Salz und gemahlene Kräuter, die ihre Tochter auf dem steilen Hang hinter der Hütte gepflückt hat. „Die wirtschaftlichen Auswirkungen der Krise sind viel schlimmer als die gesundheitlichen“, sagt Maria Luisa. „Es gibt keine Arbeit, keine Nahrung. Nichts. Wenn wir nicht bald wieder ein Einkommen haben, wird es hier Hungertote geben.“

Auvilio Gonzales schaut zufrieden in den Kochtopf voll Nudeln. In den letzten Tagen hat ihm der Hunger ziemlich zugesetzt. „Man fühlt sich kraftlos und müde. Die Haut wird grün. Wenn du lange nichts isst und immer nur Wasser aus dem Hahn trinkst, dann siehst du irgendwann ein helles Licht vor Augen. Du bist zu schwach, dich zu bücken.“ Mit den ersten Löffeln Suppe kommen die Lebensgeister zurück in den vierzigjährigen Körper, dessen Gesicht so aussieht wie das eines alten Mannes. Nach und nach blinkt wieder ein wenig Hoffnung aus seinen Augen. „Wer weiß, wie lange diese Krise noch dauern wird? Aber wenn wir alle unseren Beitrag leisten, so wie es die Regierung sagt, wenn wir alle immer eine Maske tragen, dann wird es mit der Hilfe Gottes hoffentlich bald besser. Unser Präsident hat verlangt, dass wir alle mitmachen und Mund und Nase bedecken. So muss es sein. Denn wer will schon sterben? Niemand.“

Wie man die Epidemie bekämpfen und zugleich 1.700 Hosen am Tag nähen soll

Guatemala, 19. Mai – Diese Woche wurden 24 Corona-Fälle in einer Textilfabrik (Maquila) in der Umgebung von Guatemala-Stadt bekannt gemacht. Der zuständige Landkreis hat die Fabrik zeitweise geschlossen. Die Arbeitsbedingungen in diesen Fabriken wirkten wie ein Brandbeschleuniger bei der Verbreitung der Krankheit.

Thalía González ist eine transsexuelle Frau, die seit zehn Jahren als Arbeiterin in einer Maquila in der Zone 17 der Hauptstadt beschäftigt ist. Die Massnahmen der Regierung zur Eindämmung der Pandemie haben ihre Arbeitsroutine verändert. Für die zweite Hälfte des März wurden sie und 750 weitere ArbeiterInnen in den Urlaub geschickt. Als sie danach wieder zurückkamen, wurden ihnen völlig überzogene Produktionszahlen vorgelegt, „um die verlorene Produktion wieder einzuholen“.

Mitte März wussten noch niemand, welchen Weg der Präsident bei der Bekämpfung von COVID-19 einschlagen würde. Um produzieren zu können, mussten die Maquilas eine Erlaubnis beim Wirtschaftsministerium beantragen, wobei sie sich verpflichten mussten, für den Transport der Beschäftigten zu sorgen und Hygienestandards und soziale Distanz einzuhalten. So holte ein Bus der Fabrik Thalía um 5.30 morgens ab. In der Fabrik wurden allerdings keine Massnahmen zur Sicherstellung des Abstands zwischen den Beschäftigten getroffen – die Nähmaschinen standen im Abstand von einem Meter. Sie nutzte bereits eine Maske, um sich vor den Fusseln der Stoffe zu schützen. Aber abgesehen von dem Alkoholgel und einer regelmässigen Temperaturmessung wurden keine drastischen Veränderungen eingeführt. Mit Ausnahme der Arbeitsbelastung.

Die Fabrik konfektioniert Hosen. Um eine einzige Hose zusammenzuführen, wird eine Reihe von Arbeitsschritten benötigt, an denen 40 Beschäftigte beteiligt sind. Die Aufgabe von Thalía ist es, die rechte Seite der Hosen zu nähen – 1.700 pro Tag, d.h. je nach Erfahrung und Können alle 20 Sekunden eine. Während der beiden Wochen des Zwangsurlaubs staute sich die Arbeit an. Als die Beschäftigten zurückkehrten, wurde erwartet, dass sie die veranschlagte Stückzahl schnell wieder hereinholten. „Sie schickten uns in Urlaub, aber die Arbeit häufte sich an. Es ist schwierig, denn der Zeitplan wurde so abgestimmt, dass wir um 6.00 Uhr kommen und um 15.40 Uhr wieder gehen müssen. Es sind fast neun Stunden, weil wir eine zusätzliche Stunde machen, um die Arbeit vom Samstag nachzuholen“, erzählt Thalía gegenüber Nómada. Wenn Thalía das Tagespensum erfüllt, das ihr auferlegt wurde, erhält sie einen Bonus zusätzlich zu ihrem monatlichen Grundlohn in Höhe von 2.581,77 Q (= 300 €). „Manchmal fordern sie noch mehr, sie sagen uns, dass sie das Produktionsziel auf 2.500 Hosen pro Tag anheben werden, aber niemand kann diese Menge an einem Tag schaffen. Das Ziel liegt bei 1.700, aber in Wirklichkeit beläuft sich die von ihnen gewünschte Menge auf 1.200 Hosen pro Person und Tag. Die zusätzlichen 500 Stück dienen dazu, dass man den Anreiz nicht verdienen kann, weil das Ziel bereits vorher erreicht wurde“, sagt sie.

Die Schwierigkeit, Maquilas zu kontrollieren

In anderen Regionen des Landes ist die Situation der Maquilas anders: Nach einer Auskunft, die das Wirtschaftsministerium am 21. März dem Arbeitsausschuss des Kongress übermittelte, ergab eine Überprüfung der Betriebsgenehmigungen einiger Maquilas, dass die Firma Mi Lae Tean Global, S.A diese nicht einhielt und geschlossen wurde. Sie liegt in Zone 2 von Mixco. Laut dem Bürgermeister dieses Landkreises, Neto Bran, wurden diese Überprüfungen von Präsident Giammattei angeordnet. Ohne weitere Erklärungen habe er am 4. Mai über das nationale Fernsehen der Bevölkerung empfohlen, nicht nach Mixco zu gehen. In seinen sozialen Netzwerk-Accounts versicherte Bran, dass positive Corona-Fälle in einer Fabrik in Zone 4 seines Landkreises entdeckt worden seien.

Während sich die Fälle in den Fabriken ausbreiten, geht die Produktion weiter – auch nachts. In einem Bericht über 4.500 Anrufe in einem Call-Center des Arbeitsministeriums findet sich eine anonyme Beschwerde vom 25. März gegen das Unternehmen Textivisión, das sich im Departement Escuintla befindet. Die Beschäftigten dort klagten, dass sie gezwungen worden seien, vor Beginn der Ausgangssperre in die Fabrik zu kommen, um dort die ganze Nacht zu arbeiten. Das Personal der Generalinspektion für das Arbeitswesen überprüfte den Fall. Im Bericht des Ministeriums heisst es, dass die Sicherheitsdienste der Maquila versicherten, dass niemand vor Ort sei. Die InspektorInnen warteten und als

kein Beschäftigter zu sehen war, gingen sie wieder. Die Beschwerde wurde mit einem nur auf Indizien beruhenden Beleg abgelegt, ohne dass die InspektorInnen die Fabrik betreten.

Die Überprüfungen der Maquilas sind auch deshalb so schwierig, weil den InspektorInnen des Arbeitsministeriums selbst Schutzausrüstung fehlt, um sich vor Corona schützen zu können. Am 18. Mai erhielt das Menschenrechtsbüro (PDH) eine entsprechende Beschwerde von Beschäftigten des Ministeriums und nahm Gespräche mit den Autoritäten auf, um sicherzustellen, dass die Kontrollen weitergeführt werden können.

Die Krise in San Miguel Petapa

Während die InspektorInnen des Arbeitsministeriums darum kämpfen, ihren eigenen Gesundheitsschutz sicherzustellen, spielte sich in einer Maquila eine Krise ab, die wahrscheinlich vermeidbar gewesen wäre. Das PDH berichtete am 18. Mai, dass in der Maquila KP Textil in San Miguel Petapa, in einem Landkreis des Departments Guatemala, 24 positive Corona-Fälle festgestellt worden sind. Am 15. Mai hatte der für jenes Gebiet zuständige Mitarbeiter des Gesundheitsministeriums, Carlos Guerra, einen Brief an das PDH geschickt, in dem er darüber informierte, dass 208 Personen getestet und bei 32 ein Nasenabstrich gemacht wurde. Demnach hatten die GeschäftsführerInnen der Maquila gesagt, dass sie keine Zeit für gesundheitliche Massnahmen gehabt hätten, weil diese sich auf die Produktionsfähigkeit ausgewirkt hätten. Zudem hätten diese keine Tests erlaubt, um die Schweigepflicht zwischen Arzt und PatientInnen nicht zu verletzen. Das Gesundheitsministerium liess verlauten, dass einige der PatientInnen, die zu Hause besucht worden seien, geklagt hätten, dass die Geschäftsführung der Fabrik weder auf Personen mit Krankheitssymptomen geachtet habe noch darauf, ob diese in Kontakt mit positiv getesteten Personen waren. Das PDH erklärte, dass 900 Beschäftigten der Fabrik in Quarantäne geschickt worden seien. Mynor Morales, Bürgermeister von San Miguel Petapa, verkündete, dass der Betrieb bis auf weiteres geschlossen bleiben werde. In dem Gebiet seien HändlerInnen von Angestellten des Landkreises überprüft und einige Strassen desinfiziert worden.

Am Morgen des 19. Mai demonstrierte eine Gruppe von Beschäftigten von KP Textil vor der Fabrik, um klarzustellen, dass nicht alle ArbeiterInnen mit dem Virus infiziert seien. "Wir bitten darum, dass die Situation klargestellt wird und dass wir nicht auf der Strasse diskriminiert werden. Es gibt KollegInnen, die aufgrund von Diskriminierung aus ihren Häusern geholt werden. Die Fabrikleitung hat in den vergangenen zwei Monaten sehr weitreichende Vorsichtsmassnahmen getroffen", sagte ein Mann gegenüber Noticias del Sur.

Alejandro Ceballos, Präsident der Textil- und Bekleidungskommission (Vestex), erklärte gegenüber der Tageszeitung La Hora, dass KP Textil die Corona-Empfehlungen für Fabriken nicht eingehalten habe. Zugleich sagte er, dass "UnternehmerInnen im Textilsektor nicht gut profitieren, wenn so viele ihre Beschäftigten krank werden, weil damit ihre Produktion gestoppt würde – und damit keine Produkte hergestellt werden". Vestex empfehle, dass die Maquilas in einem Turnus von vier Tagen produzieren sollten.

Schuften für Lohn

Der Arbeitsalltag für Thalía González hat sich nicht nur innerhalb der Fabrik verändert. Bevor der Präsident die Restriktionen wegen der Pandemie verhängte, fuhr Thalía mit dem Transurbano von der Fabrik Richtung Zone 1, wo sie als Sexarbeiterin arbeitete. "In dem Bus zog ich mich um, zog einen Rock an und schminkte mich. Ich legte Glitterpuder in Herz- oder Sternform auf. Das mögen meine Kunden, aber ich muss vorsichtig sein, um nicht überall den Glitter zu hinterlassen und angezeigt zu werden", erzählt sie lächelnd. Während der Ausgangssperre kann Thalía nachts nicht arbeiten. Sie muss sicherstellen, dass sie ihr Produktionsziel von 1.700 Hosen pro Tag erreicht, um von ein wenig mehr Geld leben zu können als die 2.582 Q (=300 €) pro Monat.

Edwin Asturias: "Schliessungen helfen teilweise, aber wir müssen mittelfristig denken"

Guatemala, 19. Mai – Der guatemaltekeische Epidemiologe Edwin Asturias, der aktuell an der Medizinischen Fakultät der Universität von Colorado in den USA lehrt, bestätigte gegenüber Prensa Libre, dass er ins Land kommen werde, um die Nationale Kommission gegen COVID-19 zu leiten. Präsident Alejandro Giammattei informierte die Presse am 19. Mai darüber, dass er eine solche Kommission einrichten werde und diese von Asturias geleitet werde. Asturias ist Mitglied eines Forschungsteams, das die Wirkung des Virus einzudämmen sucht. Seit Ausbruch der Pandemie in Guatemala hat er die Massnahmen der Regierung zur Verhinderung der Ausbreitung verfolgt. In einem Interview mit Prensa Libre bestätigte er, dass er Anfang kommender Woche nach Guatemala kommen werde, um diese Aufgabe zu übernehmen. Zudem sagte er, dass trotz der von Giammattei verlängerten Ausgangssperre mittelfristig über Zwangsmassnahmen nachgedacht werden müsse, um weitere Ansteckungen zu verhindern.

Wann wurden Sie über die Einrichtung dieser Kommission, die Sie leiten werden, informiert?

Ich stehe seit kurzem in Kontakt mit dem Präsidenten. Das war eine Entscheidung, die er zu treffen hatte und er fragte mich vor einigen Tagen, ob er mit mir sprechen könnte, um dem Land im Kampf gegen die Epidemie zu helfen. Ich sagte ihm, da könne ich nicht Nein sagen.

Wer wird noch in dieser Kommission mitarbeiten?

Das ist eine Entscheidung, die der Präsident treffen muss. Ich glaube, dass wir nächste Woche mehr wissen werden.

Was wären aus ihrer beruflichen Erfahrung die ersten Massnahmen, die das Land im Kampf gegen das Virus einführen sollte?

Ich denke, das erste ist, ins Land zu kommen und über Strategien zu diskutieren. Es gibt bereits viele Leute in Guatemala, die eine tolle Arbeit im Kampf gegen das Virus leisten. Wir müssen zuhören, analysieren und die Strategien beobachten, die bereits eingeleitet wurden – und dann herausfinden, welche koordiniert umgesetzt werden können, um Erfolg zu haben.

Wie bewerten Sie die Form, in der die Zwangsmassnahmen in Guatemala angeordnet worden sind, also, dass der Lockdown nur für drei Tage galt, aber über Wochen hinweg sehr flexibel gehandhabt wurde?

Ich denke, dass das Gesundheitsministerium und die Regierung das Mögliche getan haben, um das Virus einzudämmen. Wir wissen, dass die Schliessungen teilweise helfen, aber ich glaube, dass wir mittelfristig noch mehr Massnahmen einführen müssen und dass wir alle GuatemalteKInnen einbeziehen müssen, um zu verhindern, dass sich die Ansteckung rasend schnell verbreitet.

Viele sind besorgt darüber, dass die Massnahme zu Menschenansammlungen auf Märkten und Supermärkten führen könnten. Ist es unvermeidlich, dass diese Orte sich in Infektionsherde verwandeln?

Wir müssen alles tun, um Menschenansammlungen zu verhindern. Aber um das zu tun, müssen alle GuatemalteKInnen einen Beitrag leisten. Wir müssen Wege finden, damit diesen Menschenansammlungen die (schädliche) Wirkung genommen werden kann. Viel Arbeit sollte nicht von oben dirigiert werden, sondern in Zusammenarbeit mit allen Sektoren der Gesellschaft.

Bis jetzt sind wenige Polizeikräfte infiziert. Was können wir tun, um jene zu beschützen, die an vorderster Front stehen?

Wir müssen verstehen lernen, dass die Personen, die an vorderster Front stehen, nicht nur ÄrztInnen, Krankenschwestern oder PflegerInnen sind, sondern auch Sicherheitskräfte, BeamtInnen, Leute, die uns stets dienen. Sie können nicht zu Hause bleiben. Sie haben ein öffentliches Amt und daher haben sie ein grösseres Risiko, sich anzustecken. Wir müssen Massnahmen ergreifen, um sie besser vor Ansteckung zu schützen.

Wie wichtig ist es, die Bevölkerung ordnungsgemäss über die Ausbreitung des Virus zu informieren, damit sie weiss, in welchen Landkreisen und Dörfern die meisten betroffen sind?

Das wird eine der Hauptaufgaben im Bereich Kommunikation sein: einen Plan für eine transparente Information der Bevölkerung zu entwickeln. Je besser die Gemeinden und die Bevölkerung informiert sind, desto besser werden die Eindämmungsstrategien wirken.

Im Moment heisst es, dass nur Personen mit Symptomen getestet werden sollen. Und Präsident Giammattei sagte, dass die PatientInnen ohne oder nur mit leichten Symptomen in ein Krankenhaus oder Hotel eingeliefert werden sollen. Wäre es nicht besser, wenn die Erkrankten ihre Quarantäne zu Hause verbringen würden, um einen Zusammenbruch der Krankenhauskapazitäten zu verhindern?

Da gibt es unterschiedliche Auffassungen. Jede Phase einer Epidemie unterscheidet sich. In der ersten brauchten wir eine strenge Kontrolle der Infizierten. Nun sind wir in einer anderen Phase und müssen die Anordnungen überarbeiten, um sicherzustellen, dass sie zu dem Moment, den wir jetzt erleben, passen. (Prensa Libre)

¡Fijáte!

vierzehntägiger e-Mail Nachrichtendienst zu Guatemala in deutscher Sprache

<http://fijate.guatemala.de>
www.facebook.com/fijateMagazin

Redaktion:

Stephan Brües – stephan.bruees@arcor.de
Theresa Bachmann - theresabachmann95@web.de

Weiterverbreitung der Informationen mit Quellenangabe ausdrücklich erwünscht!

Herausgeber: Verein ¡Fijáte!, registriert in CH-2502 Biel
c/o Barbara Müller, Ankerstr. 16, CH-8004 Zürich

Abo-Verwaltung: fijate@mail.de

Abo in Deutschland und Österreich: Jahresabonnent: 50 €, Solidaritätsabonnement: 100 €
Abo in der Schweiz: Jahresabonnement 85.-CHF

Konto-Nr. für alle AbonnentInnen:

IBAN: CH3809000000305160686, BIC (SWIFT): POFICHBEXXX Postfinance AG Bern, PC: 30-516068-6